

Die  
politische und commercielle  
**Entwicklung Ostasiens**

während der jüngsten Zeit.

---

Von  
**M. von Brandt.**

---

Vortrag, gehalten am 28. April 1898,  
in der Abteilung Leipzig der deutschen Kolonialgesellschaft.

---



Leipzig,  
Verlag von Georg Wigand.  
1898.

231. H13

II

-

Hochgeehrte Versammlung!  
Meine Damen und Herren!

Die letzten Monate haben eine ganze Anzahl von Ereignissen gebracht, die auf die Beziehungen Europas und besonders Deutschlands zu Ostasien einen Einfluß auszuüben berufen sind. Was unser engeres Vaterland anbetrifft, so darf ich wohl bloß an die Flottenfrage, die Dampfersubvention und an die Besetzung von Kiautschou erinnern. Was die Flottenfrage betrifft, so ist deren Bedeutung selbst noch in den Kreisen derjenigen, die sich dafür interessieren, die dafür gewirkt haben, kaum genügend anerkannt. Die Vermehrung der Flotte ist jedenfalls das verdienstlichste Werk, das innerhalb des letzten Jahrzehnts geschaffen worden ist, und eins, das berufen ist, auf die Verhältnisse Deutschlands und seine überseeischen Beziehungen den allergrößten Einfluß auszuüben. Was es heißt, schon im Frieden eine Flotte zu schaffen, das sehen wir jetzt bei dem großen Kampfe auf der anderen Seite des Atlantischen Ozeans. Dort müssen in wenigen Wochen viel größere Beträge für Schiffe ausgegeben werden, als wir in Jahren für die Flotte bereit gestellt haben, und doch werden die so eilig erworbenen Schiffe nie als guter, tüchtiger Stamm anzusehen sein. Auch die Dampfersubvention wird nicht verfehlen, einen guten Einfluß auf unsere Beziehungen zu Ostasien auszuüben. Es

ist da nur geschehen, was längst hätte geschehen sollen, und wir werden nun im stande sein, mit den anderen großen Seemächten, namentlich mit Frankreich und England, zu konkurrieren. Daß die Behauptung, durch die Ertheilung einer Dampfersubvention werde gewissermaßen ein Monopol geschaffen, und andere Gesellschaften würden an der Ausübung ihrer Thätigkeit verhindert, nicht zutrifft, das sehen wir am besten daraus, daß im selben Augenblicke, wo von Bremen aus die 14 tägige Verbindung mit Ostasien ins Leben gerufen wird, eine solche auch von Hamburg aus ins Leben tritt. Was Kiautschou betrifft, so werde ich darauf noch zurückkommen. Für den Augenblick möchte ich zunächst ganz kurz schildern, wie sich die Beziehungen zwischen Europa und China im Laufe der Jahrhunderte, man könnte fast sagen der Jahrtausende, entwickelt haben.

Die ältesten Handels- und politischen Beziehungen fanden zwischen dem römischen Reiche, hauptsächlich von Antiochien aus, und China über Land statt; dann kam die Verbindung durch Indien über Meer, und Europa nahm, was ihm von China kam, in Aegypten in Empfang. Die Kreuzzüge brachten darin eine Aenderung hervor. Nachdem die verschiedenen Angriffe auf die muhamedanische Welt abgeschlagen waren, machte es der Fanatismus der Muhamedaner in Aegypten unmöglich, die früheren Handelsbeziehungen fortzusetzen. Die großen Handelsstädte in Italien suchten sich nun neue Handelswege, und zwar nördlich vom Schwarzen und vom Kasowschen Meere. Dorthin zogen die Missionare, die als Geistliche beauftragt waren, das Christen-

tum und christlichen Einfluß bis China zu bringen, und die Kaufleute folgten ihren Bahnen. Auf der anderen Seite entstand nun das Suchen nach neuen Handelswegen am Kap der guten Hoffnung: es ward von den Portugiesen der Seeweg nach Ostindien entdeckt und allmählich auch der Weg nach China. Es war im Jahre 1506, als die Portugiesen zum erstenmal in Berührung mit den Chinesen kamen. Damals waren die Kaufleute und Seefahrer zu drei Vierteln Seeräuber und nur zu einem Viertel ehrliche Leute nach unseren Begriffen. Es kam zu allen möglichen Zusammenstößen, die den Erfolg hatten, daß die Fremden immer mehr nach Süden abgedrängt, auf einige wenige Plätze beschränkt und von den Chinesen mit einer gewissen Verachtung angesehen wurden. Der Eindruck, der damals durch die Fremden auf China gemacht worden ist, ist wohl noch heute nicht ganz überwunden, und seine Folge ist, daß der Europäer so niedrig in der Auffassung des Chinesen steht. Den Portugiesen folgten Holländer, Engländer, Spanier. Der Handel konzentrierte sich immer mehr in Makao und Kanton. In Makao ging er allmählich infolge der Untüchtigkeit der Portugiesen ganz herunter, während er in Kanton, namentlich durch die Energie der Engländer, der ostindischen Kompagnie, und der Amerikaner bedeutend zunahm. Aber ein gesundes Handelsverhältnis konnte sich doch nicht entwickeln, und zwar hauptsächlich deswegen, weil die chinesischen Behörden, obgleich sie ein gewisses Interesse am Handel nahmen und ihn auch nicht eingehen lassen wollten, weil sie persönlichen Vorteil daraus zogen, doch darauf bestanden, daß der Verkehr möglichst beschränkt wurde. Die Fremden in

den Faktoreien in Kanton lebten nur mit einer ganz geringen, bestimmten Anzahl von Chinesischen Kaufleuten in Verkehr. Sie durften sich nicht direkt an die Behörden wenden, sondern nur durch die Vermittelung jener genannten, dazu bestimmten Kaufleute mit ihnen verkehren. Mit einem Worte: der Fremde war in China nur geduldet, aber nicht berechtigt. Mit der wachsenden Erleichterung des Verkehrs zwischen Europa und China mußte darin mit der Zeit notgedrungenermaßen eine Aenderung eintreten. Das Bedürfnis, sich eine geachtete Stellung zu schaffen und Rechte zu erwerben, wo früher nur ein Geduldetsein bestanden hatte, war die Veranlassung zu dem Kriege zwischen Frankreich und England mit China im Jahre 1840. Nach 2 jährigem Kampfe sahen sich die Chinesen zu einem Frieden gezwungen, durch welchen den Europäern Häfen geöffnet wurden, u. a. der von Shanghai, während zu gleicher Zeit Hongkong an die Engländer abgetreten wurde. Hongkong war damals eine wüste Insel, auf der von Zeit zu Zeit Seeräuber einige Tage oder Wochen zu hausen pflegten. Was daraus, wie auch aus Shanghai, im Laufe von 50 Jahren geworden ist, das will ich später zu schildern versuchen. Dieser Sieg aber, der die Engländer bis vor Nanking geführt hatte, hatte keinen durchschlagenden Erfolg erzielt. Die Behörden in Kanton weigerten sich immer noch, mit dem englischen Konsul in Verbindung zu treten, und diese Umstände waren es, welche einen zweiten Krieg zwischen England und China hervorriefen, bei dem sich Frankreich auf Englands Seite stellte. Die vereinigten Truppen kamen bis Tientsin, und 1858 wurde der Friede von Tientsin abgeschlossen, durch

den die chinesische Regierung neue Häfen eröffnete und sich verpflichtete, die Vertreter dieser Mächte zeitweilig in Peking zuzulassen. Als 1859 der englische Gesandte vor der Mündung des Peiho erschien, um sich auf diesem Wege nach Peking zu begeben, wurde er mit Kanonenschüssen empfangen. Der Versuch, den Eingang zu erzwingen, mißlang vollständig; die Engländer verloren 7 Kanonenboote und hatten einen Verlust von über 400 Mann, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben war, daß man den Soldaten und Matrosen zugemutet hatte, mehrere hundert Meter durch den tiefen Schlamm gegen die chinesischen Forts anzustürmen. Es wurde nun ein neuer Feldzug unternommen, der die englisch-französischen Truppen bis nach Peking führte, und 1860 wurde der Friede von Peking unterzeichnet, durch welchen den fremden Gesandtschaften das Recht zugestanden wurde, in Peking dauernd zu residiren. Zwischen Preußen und China wurde der erste Vertrag im September 1861 abgeschlossen.

Die chinesische Regierung versuchte nun, den Fremden gegenüber eine andere Politik einzuschlagen. Während es bis dahin üblich gewesen war, daß die fremden Vertreter, wo sich Schwierigkeiten an den einzelnen Plätzen boten, die Sache selbst in die Hand genommen hatten, stellte die chinesische Regierung jetzt an die Vertragsmächte die Forderung, daß sie wie eine europäische Macht behandelt werde, und alle sich darbietenden Fragen in Peking zum Austrag gebracht werden sollten. Die Mächte gingen darauf ein, ohne jedoch darauf zu dringen, daß die chinesische Regierung sich verpflichte, nun aber auch über strikte Ausführung der Ver-

träge zu wachen. Wenn man sich, nachdem von der chinesischen Regierung dieses Zugeständnis gemacht worden war, in Peking bemühte, bei vorkommenden Differenzen etwas in Ordnung zu bringen, so gab es eine nicht enden wollende Korrespondenz zwischen den Gesandtschaften und dem chinesischen auswärtigen Amte, dem Tsungli-Yamen, und den chinesischen Behörden, bis meistens die Sache allmählich im Sande verlief.

So waren die Verhältnisse bis zum Jahre 1883 gestaltet. Die Feindseligkeiten, die damals zwischen Frankreich und China wegen der Tonking-Angelegenheit bestanden, brachten darin keine Aenderung, im Gegenteil: die ungenügenden Erfolge, die die Franzosen im Süden Chinas und auf der Insel Formosa erzielten, brachten der chinesischen Regierung eine hohe Meinung von der Tüchtigkeit ihrer Armee und ihrer Unüberwindlichkeit bei. Und dieses Selbstgefühl, das die chinesische Regierung aus diesem Zusammenstoß mit Frankreich zurückgebracht hatte, hat hauptsächlich mit dazu beigetragen, daß die Schwierigkeiten, die 1894 zwischen China und Japan ausbrachen, nicht in friedlicher Weise beigelegt werden konnten. Sie kennen alle den Verlauf des chinesisch-japanischen Krieges und die schmachvolle Art und Weise, wie das große China dem kleinen Japan unterlag. In dem Anfang des Jahres 1895 zu Shimonoseki abgeschlossenen Frieden mußten die Chinesen außer der Gruppe der Pescadores-Inseln die Insel Formosa an Japan abtreten, wie auch einen größeren Teil der südlichen Mandschurei, und außerdem sich verpflichten, eine Kriegsentschädigung von 200 Millionen Taels, etwa 900 Millionen M., zu zahlen. Die Festsetzung

Japans auf der Liao-Tung-Halbinsel, dem östlichen Ufer des Petschilibusens, 24 Stunden von Taku entfernt, würde eine dauernde Gefahr für die chinesische Regierung und damit für den Frieden Ostasiens gewesen sein. Dies war die Veranlassung, weswegen Rußland, Deutschland und Frankreich sich an die japanische Regierung wendeten und derselben nahe legten, diesen Teil ihrer Eroberungen an China zurückzugeben, und man kann es den japanischen Staatsmännern nicht hoch genug anrechnen, daß sie in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse sich zu diesem schweren Schritte entschlossen.

Man hätte nun glauben sollen, daß die chinesische Regierung aus den Erfahrungen des Krieges mit Japan irgend welchen Nutzen gezogen und sich zu Reformen, sei es in den Finanzen, sei es in der Zivilverwaltung, sei es in der Armee entschlossen hätte. Nichts von alledem fand statt, und ich kann das Thun und Treiben der chinesischen Behörden nach dem Kriege nicht besser charakterisieren, als wenn ich sage, daß eine ganz vorzüglich geleitete Torpedoschule in Kanton, an der deutsche Offiziere und Unteroffiziere thätig waren, 14 Tage nach dem Friedensschlusse geschlossen wurde, weil der Gouverneur von Kanton der Meinung war, daß das nun nicht mehr nötig sei, und das Geld besser verwendet werden könnte.

Die Beschaffung der ersten Rate der Kriegsentschädigung war die Veranlassung, daß die russische Regierung sich ins Mittel legte und der chinesischen Regierung das Geld um 1% billiger anbot, als sie es auf dem offenen Markte würde haben bekommen können, zu 4 statt zu 5%. Die Chinesen konnten dieser Verlockung nicht widerstehen, und als sie

merkten, daß sie dadurch, daß diese Anleihe von Rußland garantiert wurde, in Abhängigkeit von Rußland kamen, war es zu spät, um den Fehler wieder gut zu machen. Rußland hielt an den erhaltenen Versprechungen fest, und die erste russisch-chinesische Anleihe von 160 Millionen Francs wurde abgeschlossen. Die chinesische Regierung, die nun die erste Sorge los war, fuhr fort, nichts zu thun. Es geschah absolut nichts. Sie war den Russen, die anscheinend nichts verlangten, unendlich dankbar, und wurde erst ungefähr ein Jahr später unangenehm überrascht, als die Russen mit ihrem Anliegen kamen, ihnen den Bau einer Strecke der transsibirischen Bahn durch die Mandschurei zu gestatten.

Ehe ich aber davon weiter spreche, muß ich zunächst auf die Beziehungen eingehen, die im Süden zwischen Frankreich und China bestanden. Am 1. März 1894 war zwischen England, das einige Jahre früher sich Birmas bemächtigt hatte, und China ein Grenzvertrag abgeschlossen worden, in dem England an China die auf dem linken Ufer des Mekong liegenden Staaten und vor allen Dingen die linke Seite des auf beiden Ufern liegenden Staates Kiang-hung abgetreten hatte unter der Bedingung, daß China diesen Staat an keine andere Macht abtreten dürfe. Es war schon seit längerer Zeit der Wunsch der französischen Regierung gewesen, ihre Machtosphäre bis an das linke Ufer des Mekong auszu dehnen. Schon im Jahre 1858 hatte sich Frankreich der Provinz Kochinchina bemächtigt. Diese Eroberung hatte aber nicht die gewünschten Erfolge gehabt, und man suchte nun bessere Erfolge in der Annexion von Tonking und Anam. Als diese ins Werk gesetzt war, und

die Erfolge wieder ausblieben, kam man auf die Idee, ob es nicht besser wäre, Ansprüche auf das ganze Gebiet zwischen Anam und dem linken Ufer des Mekong, die man auf alte, in Anam gefundene Dokumente stützte, vorzubringen. Es brachten diese Ansprüche, welche die Siamesen nicht anerkennen wollten, einen Zusammenstoß mit Siam hervor, der mit einem Frieden beendet wurde, in dem Siam die Forderungen Frankreichs rückhaltlos anerkannte. Jetzt war die Gelegenheit günstig, auch noch das letzte Stückchen, das zwischen der französischen Machtspähre und dem linken Ufer des Mekong lag, an sich zu reißen. Die französische Gesandtschaft bestand darauf, und die chinesische Regierung war schwach genug, sich zu fügen. Nun entstand natürlich große Entrüstung in England; aber die englische Regierung gab schließlich nach, erkannte das Recht Frankreichs auf diese Staaten an und schloß zugleich einen anderen Vertrag, wodurch der französische Einfluß im größten Teile des östlichen Siam anerkannt wurde, und dem Könige von Siam wenig mehr blieb als das breite Thal des Menam mit seinen Nebenflüssen. Zu gleicher Zeit versuchte Frankreich, weitere Zugeständnisse von China zu erlangen, die die Form von Versprechungen annahmen. Darnach sollten Bergwerke in Süchina geöffnet werden, bei denen französische Industrie und französische Ingenieure in erster Reihe Verwendung finden sollten, wie es den Franzosen auch gestattet sein sollte, Eisenbahnen, welche sie in Tonking bauen würden, nach China hinein zu verlängern. Aber das sind alles bis jetzt auf dem Papier stehende Versprechungen geblieben.

Während die Franzosen so versuchten, sich im Süden wenigstens theoretische Vorteile zu verschaffen, wußten die Russen im Norden einen thatsächlichen zu erringen. Sie hatten bald nach der Emission der Anleihe, von der ich gesprochen habe, eine russisch-chinesische Bank in China gegründet, mit russischen Direktoren und französischem Gelde, und dazu bestimmt, Geschäfte in China zu machen. Sie wußten von der chinesischen Regierung für diese Bank die Konzession zum Bau einer Bahn auf russisches Gebiet bis in die Nähe von Vladivostock zu erlangen. Einerseits wurde dadurch der östliche Teil der transsibirischen Bahn ganz bedeutend abgekürzt, andererseits viel weiter nach Süden verlegt und durchschnitt nun auf diesem südlicheren Wege ein durch seinen Reichtum an natürlichen Produkten, an Eisen und Kohlen, bekanntes Gebiet. Das war ein Wunsch der russischen Regierung, ein Projekt, das ich bereits 1875 in Peking vorgefunden habe, und das nun in sehr geschickter Weise zur Ausführung gebracht wurde.

So lagen die Verhältnisse Rußlands im Norden, Frankreichs im Süden und Englands, das sich in Birma festgesetzt hatte, ebenfalls mit dem Rechte nach China hinübergreifen zu können — nur für Deutschland war nichts da. Das Bedürfnis, in den chinesischen Gewässern eine Kohlenstation zu haben, war ein sehr altes. Man hatte 1864 während des dänischen Krieges mit den englischen Behörden sehr unangenehme Erfahrungen gemacht, man hatte 1870 gesehen, wie die Franzosen die Schwäche Chinas benutzten, um die chinesischen Häfen zu Observationspunkten zu machen und unsere Kauffahrteischiffe vollständig zu blockieren. Es

konnte damals schon für jeden denkenden Staatsmann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Erwerbung einer Flottenstation in Ostasien absolut notwendig war, wenn wir überhaupt jemals in der Lage sein wollten, Schiffe im Kriege zu verwenden. Wenn die Frage so lange unberührt blieb, so hatte das seinen Grund darin, daß dringendere, notwendigere Bedürfnisse vorlagen, die die Aufmerksamkeit und Thatkraft der an der Spitze der Geschäfte stehenden Staatsmänner in Anspruch nahmen. Als nun Li hung chang, der von der Krönung des Kaisers von Rußland zurückkam, in Berlin war, wurde ihm die Frage der Vermietung oder des Verkaufs irgend eines Platzes nahe gelegt. Er versprach in Berlin alles Mögliche, aber mit jeder Meile, die er sich von Berlin entfernte, schwand ihm das Gedächtnis daran immer mehr, und als er in China angekommen war, hatte er es vollständig vergessen. Auch einzelne Erinnerungen dort blieben ohne jeden Erfolg. Man sprach davon, daß man sehr gern bereit sein würde, uns Handelsvorteile zuzugestehen, aber für die Frage, die uns allein interessierte, hatte man nur taube Ohren. Da traf es sich, daß im November des Jahres 1897 zwei deutsche Missionare in schändlicher Weise ermordet wurden. Es würde nun falsch sein, zu sagen, daß diese Ermordung für Deutschland den Vorwand zum Einschreiten geboten hätte: sie war nur die Veranlassung zu einem längst als Bedürfnis anerkannten Schritte. Kiautschou wurde besetzt, und am 7. März dieses Jahres kam der endgiltige Vertrag mit China zu stande, der uns vollständige Genugthuung für die Ermordung der Missionare gab, außerdem das Besizrecht mit allen Hoheitsrechten über

die Bai von Kiautschou und die beiden vorspringenden dieselbe einschließenden Buchten, die es uns ermöglichen, uns eventuell gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Diese uns abgetretenen Stücke Landes sehen auf der Karte sehr klein aus, aber sie sind doch ungefähr 20 mal größer als die Insel Hongkong und besitzen eine Bevölkerung von ca. 60 000 Einwohnern. Gleichzeitig wurde uns eine Machtosphäre zugewiesen von 100 km Durchmesser, innerhalb welcher die chinesische Regierung nichts thun kann ohne die Einwilligung der deutschen, während es uns freisteht, dort nach Belieben zu verfahren.

Es kam nun darauf an, für diesen Besitz, der vom maritimen und vom kommerziellen Standpunkte aus große Bedeutung hat, auch ein Hinterland zu schaffen, das in erster Linie unserer Industrie als Absatzgebiet dienen könnte, das uns gestatten würde, aus Kiautschou einen bedeutenden Handelsplatz zu machen. Da traf es sich sehr günstig, daß in der Entfernung von ungefähr 250 km nach 2 Richtungen sehr bedeutende Kohlen- und Eisenbergwerke liegen, die von den Chinesen bis jetzt nur in der unvollkommensten Weise ausgenutzt worden sind, die aber bei guter, zweckmäßiger und wissenschaftlicher Bebauung unzweifelhaft die allergünstigsten Resultate geben werden. Es wurde also von der chinesischen Regierung verlangt, daß sie die Konzession geben sollte für den Bau einer Eisenbahnlinie von Kiautschou nach Tsinan, der Hauptstadt der Provinz Schantung. Diese Bahn geht ziemlich nahe an den Kohlenlagern von Poshan vorüber, und südlich davon eine zweite Bahn von Kiautschou nach Tschou, wo auch große Kohlenlager sind, und endlich eine

Verbindungsbahn zwischen Tsinan und T-tschou. Dieses letzte Abkommen ist in seiner Bedeutung bezweifelt worden, aber ich möchte behaupten, daß gerade dieses das wichtigste ist; selbst für den Fall, daß Konkurrenten sich uns nicht anschließen wollten, haben wir von der chinesischen Regierung die Zustimmung erhalten, daß wir selbst die Bahn bis an den Yangtse fortsetzen können und an die große Linie im Norden ebenfalls Anschluß suchen dürfen. Sie sehen, das sind ganz vortreffliche Resultate, die erzielt worden sind, ohne daß ein Schuß gefallen, und ohne daß eine übermäßige Pression auf die chinesische Regierung ausgeübt worden wäre. Im Gegenteil kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß unsere Beziehungen zur chinesischen Regierung jetzt ganz vortreffliche sind. Nur ein Unterschied ist eingetreten gegen früher, der allerdings der bedeutendste ist, den man sich denken kann: während früher der Einfluß, den Deutschland in China hatte, mehr oder weniger von der Person seiner Vertreter abhing, hat Deutschland durch die Aktion gegen Kiautschou als Macht die Stellung errungen, die ihm längst gebührte, und die andere Mächte schon besaßen.

Das Vorgehen Deutschlands gegen Kiautschou brachte, wenn man so sagen will, den Stein ins Rollen. Nicht als ob die Rede wäre von einer Aufteilung Chinas, dieses kolossalen Reiches; das ist eine leere Phrase, die keine Bedeutung hat; es denkt kein Mensch daran, das zu thun, und es hat auch kein Staat die Mittel dazu, eine solche Aufteilung vorzunehmen. Es kam aber nun für die anderen Mächte darauf an, gleichfalls Stützpunkte zu nehmen. Die Ersten, die zugriffen, waren die Russen. Für die war es

schon längst eine Lebensfrage gewesen, einen eisfreien Hafen zu bekommen. Sie benutzten die Gelegenheit und ließen sich von der chinesischen Regierung angeblich zum Schutze gegen Angriffe der Japaner Talienwan und das etwas nordwestlich davon gelegene Port Arthur abtreten, Talienwan als Handelshafen, Port Arthur als Kriegshafen, und zugleich das Recht gewähren, eine Bahn zwischen beiden Häfen zu bauen und sie mit der transsibirischen Bahn durch die Mandchurei in Verbindung zu setzen. Ich möchte aber von vornherein die Hoffnung und den Wunsch der Russen, durch diese Bahn den Handel mit China in erheblicher Weise gefördert zu sehen, für Jahrzehnte hinaus als aussichtslos bezeichnen. Die Waren, die in solchen Quantitäten aus Asien verschickt werden, daß sie einer Bahn dienen könnten, sind entweder zu billig, um die Bahnfracht tragen zu können, oder, wie Seide und Thee, zu fein, um die Verschiffung auf der Bahn zu vertragen. Sie werden nach wie vor mit den Dampfschiffen gehen; denn es ist z. B. viel einfacher, den Thee ins Schiff zu laden und in London auszuladen, als ihn von Wladiwostok aus mit der Bahn zu befördern, wobei er mehrmals umgeladen werden müßte. Das ist also eine Zukunftsmusik, von der für den Augenblick nicht viel zu erwarten sein dürfte. Sehr wichtig ist die Bahn in jedem Fall für die Entwicklung von Sibirien. Aber auch da wird sich eine sehr ernste wirtschaftliche Krisis entwickeln, denn es fängt schon jetzt die russische Bevölkerung an, stark nach Osten zu drängen. Es macht sich im westlichen Theile des Reiches bereits ein bedeutender Mangel an Arbeitern bemerkbar; das wird immer mehr

zunehmen, und da Rußland nicht die Mittel hat, schnell die großen Lücken auszufüllen und nicht auf fremde Einwanderer rechnen kann, so liegt die Gefahr einer Krise sehr nahe, und es hat den Anschein, als ob die russische Regierung anfinde, sich dieser Gefahr bewußt zu werden.

Nach den Russen kamen die Engländer. Talienwan und Port Arthur bilden einen Stützpunkt auf dem östlichen Ufer des Golfes von Petschili. Rußland trat damit in die Stellung ein, die Japan zu erringen gesucht hatte, und es blieb den Engländern, wenn sie den Russen nicht den absoluten Herrn werden lassen wollten, nichts anderes übrig, als auch ihrerseits einen Stützpunkt zu suchen, und sie fanden ihn in dem als Garantie für die zu zahlende Kriegssentschädigung von Japan besetzten Wei-hai-wei. Es wurde ein Vertrag abgeschlossen, durch welchen die Japaner sich verpflichteten, nach Empfang der Kriegssentschädigung aus Wei-hai-wei herauszugehen, während China zugleich den Hafen für dieselbe Zeit und unter denselben Bedingungen an England verpachtete wie Port Arthur an Rußland. Dazu wußten die Engländer von China noch verschiedene andere große Zugeständnisse zu erlangen, besonders, daß China keine der am Yangtsekiang liegenden Provinzen jemals an eine andere Macht abtreten dürfe, eine Bestimmung, die in erster Linie gegen Frankreich gerichtet ist, das versucht hat, dorthin zu gelangen. Außerdem erhielt England die Zusicherung, daß es fremden Dampfschiffen gestattet sein solle, auf allen denjenigen Binnengewässern zu fahren, auf denen Chinesen dies erlaubt ist. Das ist ein Zugeständnis, das mit der Zeit sehr wirksam sein wird. Weiter machte China das Zugeständnis, daß die

Leitung des fremden Seezollamtes, das sich mit den auf Schiffen fremder Bauart ankommenden Waren beschäftigt, auch in Zukunft immer in englischen Händen bleiben soll. Die chinesische Regierung gestand dies alles zu und mußte dann gleich in neue Unterhandlungen mit Frankreich eintreten, das die Zusicherung verlangte, daß keine von den südlichen, an Tonking anstoßenden Provinzen je an eine andere Macht abgetreten werden dürfe, das sich ebenfalls einen geeigneten Platz als Pachtung abtreten und auch versprechen ließ, daß die Insel Hainan an keine andere Macht überlassen werden dürfe. Und damit auch die Japanesen nicht fehlen, haben sie sich in allerletzter Zeit das Versprechen geben lassen, daß die Provinz Fukien, gegenüber Formosa, keiner anderen Macht überlassen werden dürfe. Wenn also eine Aufteilung stattgefunden hat, so ist es geschehen in der Weise, daß jede Macht versucht, die anderen, ihr unbequemen Mächte von den Teilen Chinas fernzuhalten, aus denen sie hofft, in Zukunft in der einen oder anderen Form Vorteil ziehen zu können. Zugleich haben die Chinesen, in der Hoffnung, ihre Zolleinnahmen zu erhöhen, vielleicht auch von dem Wunsche befeelt, dadurch eine Besitznahme seitens anderer Mächte zu verhindern, vier neue Häfen geöffnet: Tuning in der oft genannten Samsa Bai, Jochau am Tunting See am Yangtze, Chinwang am Golf von Viao tung und Wusung, den Seehafen von Shanghai. Für die Schifffahrt war letzterer schon seit 1882 offen; jetzt aber haben die Fremden das Recht, sich dort niederzulassen. Endlich hat sich ein Syndikat von Italienern und Engländern in der Provinz Schansi ein sehr bedeutendes Gebiet zuweisen lassen, wobei

diesem Syndikat das Recht gegeben worden ist, dort Eisenbahnen zu bauen und Minen zu bearbeiten.

Das Vorgehen Deutschlands hat also, wenn es auch in vieler Beziehung für China unbequeme Folgen gehabt hat, jedenfalls den einen ungeheuren Vorteil gehabt, die Sachen in China in Gang zu bringen. Was seit Jahrzehnten vergeblich von China verlangt worden war: die Anlage von Eisenbahnen, die Oeffnung des Landes zur Ausbeutung der Minen, das ist jetzt in Zeit von wenig Monaten zur That-  
sache geworden, und wir können der Eröffnung des Landes von diesem Gesichtspunkte aus nunmehr mit Bestimmtheit entgegensehen.

Ich möchte dabei gleich auf den chinesischen Kuli kommen, der in der letzten Zeit ja auch im Reichstage wiederholt vorgeführt worden ist, zum Teil als Schreckbild und zum Teil wohl auch, um die Agrarier etwas damit zu ärgern. Daß eine Kuliimmigration nach Deutschland stattfinden sollte, daran ist gar nicht zu denken. Der Chineser geht nach Siam, nach Singapore, nach Java, aber wenn es sich um Reisen handelt wie nach Deutschland, die immer 6—7 Wochen in Anspruch nehmen, so würde das chinesische Kulimaterial dem deutschen Landmanne viel theurer zu stehen kommen als das Arbeitermaterial, das er jetzt bekommen kann. Daran ist also nicht zu denken. Allerdings liegt darin, daß gesagt wird: wir schicken Kapital nach China, um uns dort eine Konkurrenz für unsere Industrie zu schaffen, etwas Wahres, sehr viel Wahres. Aber wenn wir es nicht thun, so thuns die anderen, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß China mit seinem billigen Rohmaterial, mit seinen

billigen Arbeitskräften, mit seiner ungeheuren Anzahl von Bewohnern, einmal ein recht gefährlicher Konkurrent werden kann. Aber abgesehen davon, daß ein sich gesund entwickelnder Staat auch immer ein besserer Abnehmer sein wird als ein schlecht entwickelter Staat, würde es uns gar nichts helfen, wenn wir sagen wollten: wir wollen mit den Sachen nichts zu thun haben, denn die industriellen Kräfte Chinas würden durch die Engländer und Amerikaner entwickelt werden, und das einzige Resultat, wenn wir uns in den Schmollwinkel zurückzögen, würde sein, daß andere das Geschäft machten, und daß der Arbeiter, der jetzt für China arbeitet, nichts zu thun hätte und am Hungertuche nagen könnte. Also das ist eine durchaus falsche Auffassung. Außerdem wird sich diese industrielle Gefahr nicht so schnell entwickeln, wie es in den Zeitungen geschildert wird. Die Sache hat gute Weile, und in Shanghai, wo man jetzt angefangen hat, Baumwollspinnereien und Webereien anzulegen, stellen sich die Verhältnisse genau so, wie es bei uns der Fall zu sein pflegt: die Arbeitskräfte sind durch die Nachfrage selten geworden und viel theurer, und je größer die Nachfrage wird, desto theurer werden die Löhne werden, und so gleichen sich die Dinge aus.

Unter den Vorteilen, die wir in China erlangt haben, steht ein in letzter Zeit hinzugekommener besonders hoch: das sind die Zugeständnisse, die der Kaiser von China in Betreff des Empfanges Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich gemacht hat. Es würde irrtümlich sein, ein derartiges Zugeständniß auf ceremoniellem Gebiet zu niedrig anzuschlagen. Im Gegentheil: ich sehe das als das Bedeu-

tendste an von allem, was wir erlangt haben; denn es ist viel leichter, materielle Barrieren niederzureißen als moralische, und die Thatsache, daß der Kaiser von China zugestimmt hat, den Prinzen Heinrich als absolut Seinesgleichen zu behandeln und sich mit ihm an einen Tisch zu setzen, ist einer der schönsten Erfolge der deutschen Diplomatie, den wir gar nicht genug schätzen können, und der vielleicht für die Beziehungen der chinesischen zur deutschen Regierung viel durchschlagender sein wird als die Besetzung von Kiautschou ursprünglich gewesen ist.

Was nun Kiautschou selbst betrifft, so habe ich Ihnen schon gesagt, welches die Aussichten für die Entwicklung des Gebietes sind. Es ist gestern im Reichstage ein garstiges Wort gefallen — ich bitte um Entschuldigung, wenn ich es wiederhole —, es ist von Kiautschou auf den Brief eines Matrosen hin als von einem „Drecknest“ gesprochen worden. Ich kenne China ziemlich genau und muß sagen, daß der nicht sehr wohlriechende Ausdruck auf eine ganze Reihe von chinesischen und asiatischen Städten paßt, auf Peking, auf einen Teil von Shanghai, auf Bombay, auf Calcutta — das die „Stadt der furchtbaren Gerüche“ heißt —; überall steht es in dieser Beziehung böse, was aber nicht verhindert, daß diese Plätze eine bedeutende Rolle im kaufmännischen und industriellen Verkehr spielen. Wenn heute ein Matrose den Ort nicht ganz sauber findet, so können wir uns darüber trösten, wenn man aber die Sache im Reichstage vorbringt, so ist das ein Beweis dafür, was man für Vorwände sucht, um an dem, was erreicht worden ist, und was wir ausbauen wollen, zu mäkeln und zu tabeln.

Die Aufgabe, die uns bevorsteht, ist keine leichte. Sie kann namentlich dadurch zu einer sehr schwierigen werden, wenn zu viel regiert wird. Das Interesse, das wir an Kiautschou haben, anderen einzulösen, ist unsere Hauptaufgabe. Es sind an der chinesischen Küste einige 30 Häfen geöffnet. Wenn wir in Kiautschou durch Polizeivorschriften, durch Zollschwierigkeiten den Leuten das Leben schwer machen, so werden sie einfach nicht hingehen, und wenn wir uns so einrichten, daß der Transport von Kohlen deswegen verteuert wird, weil man verlangt, daß die Leute, die die Bahn bauen, auch zu den Kosten der Erwerbung beitragen sollen, so werden sie ihre Kohlen wo anders holen. Die Hauptsache ist, daß wir einen guten Landungsplatz schaffen und den Leuten, die sich dort niederlassen, soviel Freiheit wie möglich bieten. Ich habe Ihnen vorher gesagt, daß Schanghai 1842 geöffnet wurde. Noch 1845 war der Teil, der jetzt mit einer Reihe von Palästen bedeckt ist, eine sumpfige Niederung. Es waren ungefähr 100 Fremde da, jetzt sind es 4500, darunter 1200 Frauen, ein sehr wichtiges Element für die fortschreitende Kultur und Gesittung, und etwa 1300 Kinder, während eine ständige, sesshafte chinesische Bevölkerung von 250 000 Menschen vorhanden ist, und auf dem Fluß noch 100 000 mehr.

Diese Bevölkerung wird ausschließlich vom Municipalrat regiert, der von den angesehnen Fremden gewählt wird, und der sich in ganz vorzüglicher Weise bewährt. Er hat eine Polizeimacht von 500 Polizisten unter sich, und es kann als ein brillantes Resultat angesehen werden, daß 1896, wo etwa 100 000 Mark an Werten gestohlen

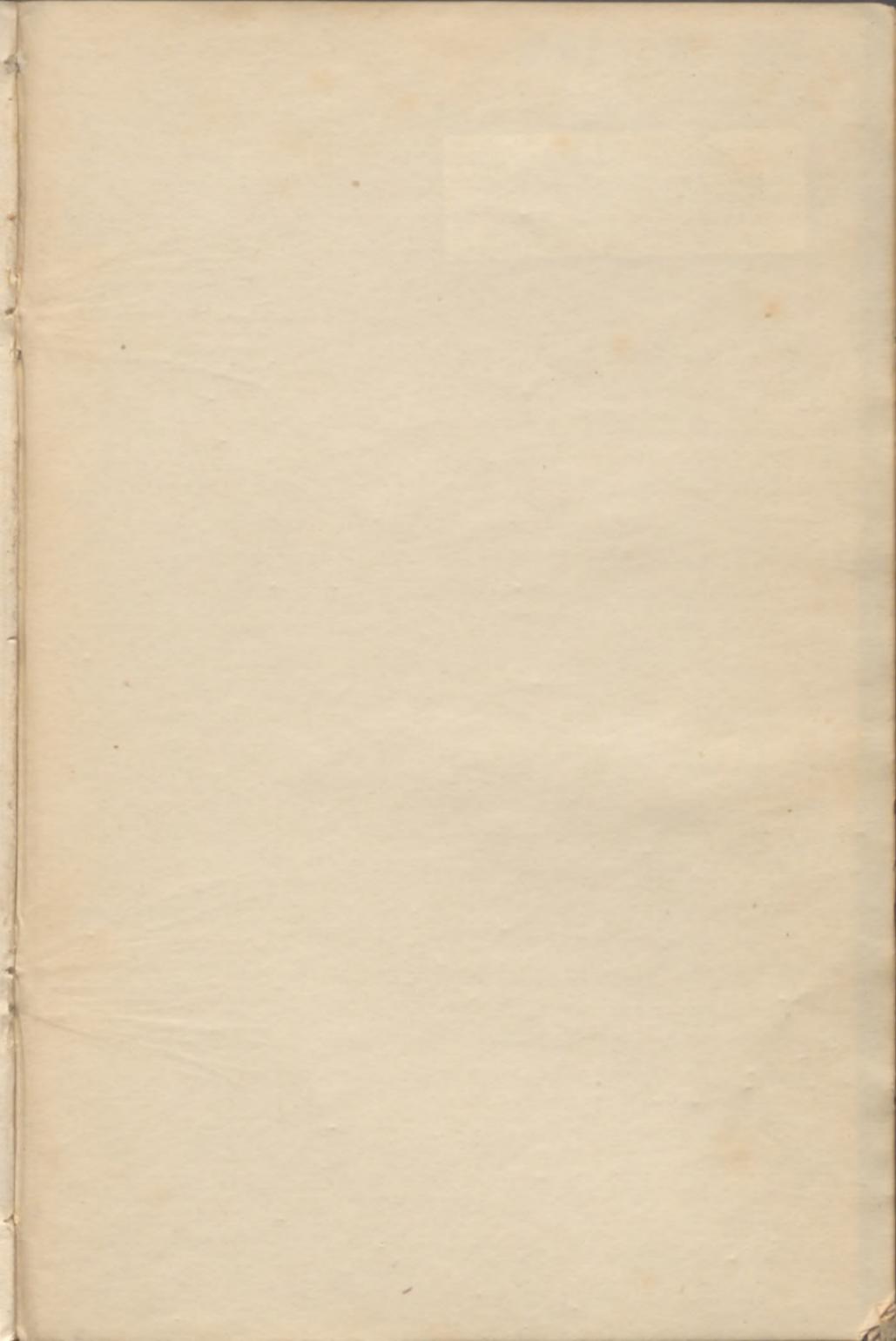
worden waren, alles bis auf etwa 2000 Mark wieder beschafft wurde, ein Beispiel, das in Leipzig und einer ganzen Menge anderer Städte sehr gut nachgeahmt werden könnte (Heiterkeit). Die Straßen sind ganz vortrefflich; es bestehen Gas- und elektrische Beleuchtung und das jährliche Budget beträgt etwa 2000000 Mark. Ganz Ähnliches ist für Hongkong geleistet worden, und ich bin überzeugt, daß auch Kiautschou in solcher Weise vorwärts kommen kann, wenn nicht alles vom grünen Tische aus verordnet und vorgeschrieben werden soll. Vor allen Dingen müssen wir an Eins denken: daß eine Kolonie nicht wie eine Blume in einem Jahre aufschießt, und: daß nicht geerntet werden kann, wo nicht gesät worden ist. 1877 war die Kapkolonie noch ein so unbedeutender Platz, daß die Dampfschiffverbindung mit England nur alle 6 Wochen einmal stattfand durch einen Dampfer, der 500 Tonnen Tragfähigkeit hatte. Heute sind in der Kolonie Rhodesia bereits 6 Millionen Pfund Sterling — 120 Millionen Mark — von einer Privatgesellschaft ausgegeben worden, und in der vor wenigen Tagen abgehaltenen Generalversammlung der Gesellschaft, in der gesagt worden ist, daß die Mitglieder noch auf Jahre hinaus nicht auf Verzinsung des Kapitals rechnen könnten, und erst die in Aussicht genommenen Eisenbahnen ausgebaut werden müßten, hat die Gesellschaft nicht angestanden, einen weiteren Aktienbetrag von 30 Millionen Mark auszugeben. Wenn Sie das mit dem vergleichen, was für unsere Kolonien ausgegeben wird, mit der Mühe, die es macht, Silbergrofchen und Thaler zusammenzukriegen, so werden Sie zugeben, daß

wir von den Engländern in der Beziehung noch recht viel zu lernen haben (Zustimmung). Ich will nur wünschen, daß es thatsächlich geschieht.

Es kann jeder dazu beitragen, daß auch in unseren Kolonien ein frisches und gesundes Leben sich entwickelt. Wir können alle dazu mitwirken, wenn wir immer wieder von den Sachen sprechen, wenn wir darauf hinweisen, was geschieht oder was geschehen muß, wenn wir suchen die Zahl derjenigen zu vermehren, die sich für die Frage interessieren. Die Kolonialgesellschaft zählt jetzt ungefähr 22 000—23 000 Mitglieder; das ist aber für ein Volk wie das unserige, und für eine Frage wie die vorliegende, eine viel zu kleine Anzahl. Leider ist es sehr schwer zu werben, und ich habe gefunden, daß persönliche Anregung fast das einzige Mittel ist, neue Mitglieder zu bekommen; wenn man sie am Knopf faßt und sagt: Kommen Sie mit, dann kommen sie. Ich kann nur dringend empfehlen, daß das Mittel von recht vielen nachgeahmt wird. Ich weiß nicht, wieviel Mitglieder Sie in Leipzig haben, aber ich glaube, daß die zehnfache Anzahl noch nicht genug sein würde für eine Stadt, wo soviel geistige und wirtschaftliche Interessen vereinigt sind. (Zustimmung.)

Was die äußere Politik anbetrifft, so will ich darauf nicht eingehen. Aber ich glaube, wenn wir an das Wort denken, das gestern von berufener Seite im Reichstage gefallen ist, so zeigt das, daß wir auf dem richtigen Wege sind: Wir wollen keine Störenfriede sein, aber auch kein Aschenbrödel! (Lebhafter Beifall.)





wir von den Engländern in der Beziehung noch recht viel zu lernen haben (Zustimmung). Ich will nur wünschen, daß es thatsächlich geschieht.

Es kann jeder dazu beitragen, daß auch in unseren Kolonien ein frisches und gesundes Leben sich entwickelt. Wir können alle dazu mitwirken, wenn wir immer wieder von den Sachen sprechen, wenn wir darauf hinweisen, was geschieht oder was geschehen muß, wenn wir suchen die Zahl derjenigen zu vermehren, die sich für die Frage interessieren. Die Kolonialgesellschaft zählt jetzt ungefähr 22 000—23 000 Mitglieder; das ist aber für ein Volk wie das unserige, und für eine Frage wie die vorliegende, eine viel zu kleine Anzahl. Leider ist es sehr schwer zu werben, und ich habe gefunden, daß persönliche Anregung fast das einzige Mittel ist, neue Mitglieder zu bekommen; wenn man sie am Knopf faßt und sagt: Kommen Sie mit, dann kommen sie. Ich kann nur dringend empfehlen, daß das Mittel von recht vielen nachgeahmt wird. Ich weiß nicht, wieviel Mitglieder Sie in Leipzig haben, aber ich glaube, daß die zehnfache Anzahl noch nicht genug sein würde für eine Stadt, wo soviel geistige und wirtschaftliche Interessen vereinigt sind. (Zustimmung.)

Was die äußere Politik anbetrifft, so will ich darauf nicht eingehen. Aber ich glaube, wenn wir an das Wort denken, das gestern von berufener Seite im Reichstage gefallen ist, so zeigt das, daß wir auf dem richtigen Wege sind: Wir wollen keine Störenfriede sein, aber auch kein Aschenbrödel! (Lebhafter Beifall.)

Druck von V. B. Hirschfeld in Leipzig.



Biblioteka Główna UMK



300021831702



231.41B-413

